

Im Lötschental [Schluss folgt]

Autor(en): **Binder, Gottlieb**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Löttschental.

Von Gottlieb Binder.

Mit 10 Abbildungen nach Aufnahmen des Wehli-Verlags in Rilschberg bei Zürich.

Wer ehemals das Löttschental besuchte, ging — sofern er nicht als Hochtourist den Löttschenpaß, den Petersgrat oder die Löttschenlücke bevorzugte — von Gampel im Rhonetal aus und gelangte nach zweiundeinhalbständigem Aufstieg über die „sonnigen Halden am Löttschberg“ zu dem am Eingang ins eigentliche Löttschental liegenden Goppenstein. Heute ist das untere Teilstück des Löttschentales bei den Touristen fast ganz vergessen. Man fährt nun mit dem Zug nach dem 1261 m hoch gelegenen Goppenstein, und wer es eilig hat, kann von dort aus in vier Stunden die Fasleralp am oberen Ende des Tales erreichen. Ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, diese fast ausschließlich dem Verkehr mit dem Löttschental dienende Tunnelstation mit „Löttschen“ oder „Löttschental“ zu bezeichnen? Mit Ausnahme der Einheimischen und einiger um das Bergwerk sich interessierender Spekulanten wußten wohl nur Wenige etwas von Goppenstein. Dagegen ist das Löttschental im Laufe der letzten vierzig Jahre weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus bekannt geworden.

Auf einem neu angelegten, sauberen, mäßig bergan steigenden Sträßchen gelangt man östlich von der Station Goppenstein durch eine Talenge über Finstertellen und Golttschenried nach Ferden, dem untersten Dorfe des Berghochtals von Löttschen. In der Tiefe wälzt die Lonza ihre Flut dumpf rauschend talabwärts. An ihren Ufern stehen Birken, Pappeln und Ahorne, während der linksseitige Berghang mit Lärchen- und Tannenwald bekleidet ist. Auf der rechten Talseite werden das kleine und das große Hockenhorn und die Tellispitzen sichtbar und im Hintergrund des Tales das Lauterbrunner Breithorn, der Anengrat und die weiße Löttschenlücke. Auf der Höhe von Ferden treten dann auch das Bietschhorn und das Wilerhorn ins Gesichtsfeld des Wanderers. Zudem gewinnt man hier zum ersten Mal einen Gesamtüberblick über das zwischen Bietschhornkette und Petersgrat eingebettete Löttschental mit seinen dunkeln Dörfern, grünen Matten, gelben Roggenfeldern und ausgedehnten Bergwäldern. Eine südlich anmutende, tiefe Himmelsbläue weht über den nahen Firn- und Gletscherfeldern. Am Wege tönt einem aus besonntem Gemäuer und aus den Roggen-

äckerchen scharfes Grillengezirp entgegen. Die blaue Kornblume, der rote Mohn, die violette Kornrade und das gelbe Ackerstiefmütterchen blühen massenhaft im Getreide, die weiße und die gelbe Fetthenne haben durchs ganze Tal hinauf die Mauerköpfe zur Seite des Weges in Besitz genommen, und allenthalben am Weg blaut am sonnigen Pfad von Ferden bis Rühmatt die Natterzunge (*Echium vulgare*), leuchtet die wilde Rose (*Rosa cinnamomea*). Das neuangelegte Sträßchen zieht sich unterhalb Ferden hin. Wer den Hauptplatz jenes Dörfchens, den Gemeindebackofen und die der hl. Barbara geweihte Kapelle sehen will, muß am Eingang der Ortschaft links abshwenken.

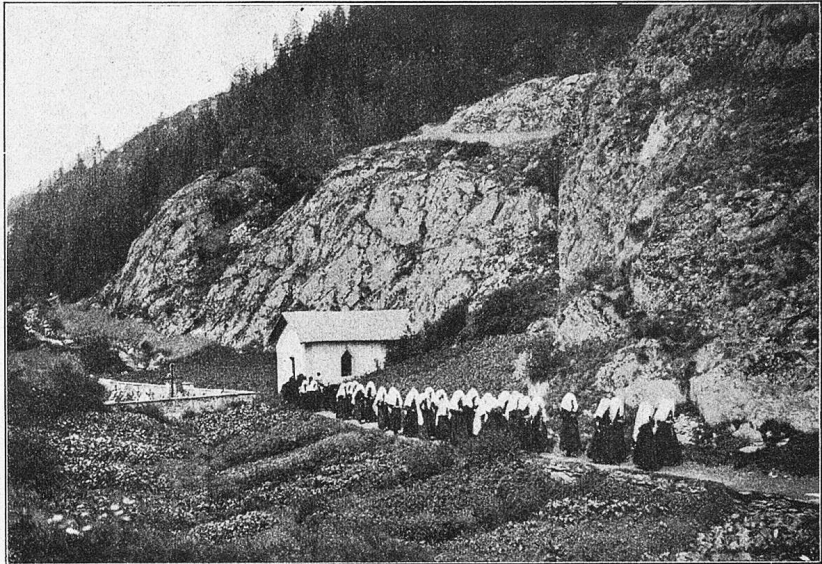
In einer Viertelstunde erreicht man von Ferden aus R i p p e l (von Kappel, Kapelle), den Hauptort des Tales. Kräftig heben sich die weißen Mauerflächen der hochgebauten Kirche vom Schwarzbraun der Häuser ab. Das Gotteshaus von Rippel bildete bis ins 19. Jahrhundert hinein die einzige Kirche des Löttschentals. Es behütete viele Jahrhunderte hindurch die Siedelungen der Talschaft und hielt mit seinem Glockengeläute deren Bewohner beisammen. Heute steht eine zweite Kirche in Blatten. Zu Rippel sind jetzt nur noch Ferden und Wiler eingepfarrt. Sehenswert sind in der Kirche die geschnitzte Kanzel und der aus der Zeit des Barock stammende Hochaltar. Sämtliche Grabhügel sind geschmückt mit den Ringel- oder Totenblumen (*Calendula officinalis*), in Löttschen „Gälwi Gretlini“ geheißten. Diese schlichten Volksblumen bilden zur Zeit ihrer höchsten Blütenentfaltung ein tiefriedliches, äußerst reizvolles Bild. Da sie sich versamen, sind die Bewohner von Rippel jeglicher Fürsorge um den Blumenschmuck der Grabstätten enthoben. Die Gräber verheirater Personen sind ausnahmslos mit schwarzen, diejenigen von ledigen mit blauen Holzkreuzen versehen. In den Querarm jedes Kreuzes ist nebst den Anfangsbuchstaben des Namens noch das Todesjahr der Gestorbenen geschnitzt. Die Gräber von Kindern sind durch kleine blaue Kreuze gekennzeichnet. Da und dort stehen auf dem nämlichen Grabhügel drei Kreuze hintereinander: Das vorderste ist für die gegenwärtig im Grabe ruhende Person bestimmt, die beiden andern stammen von Personen, deren über-

reste bereits „wieder ausgegraben worden ſind“. Die Gräber ſind in Rippel und Blatten wegen der Enge des Gottesackers einer raſchen Rehrordnung unterworfen. Es werden ausschließlich rohe, auf dem Deckbrett mit einem ſchwarzen Kreuz bemalte Säрге verwendet. Sie dürften beruhigender auf das Auge der Leidtragenden wirken als gänzlich ſchwarz gestrichene. Bei Beerdigungen tragen die erwachſenen weiblichen Perſonen ein weißes, ſchalartiges Tuch, das vom Kopf auf die Schultern herabwallt. Am Sonntag nach dem Gottesdienſt ſchöpfen Töchter und Frauen mit der Hand Waſſer aus dem Weihbrunn der Kirche und beſprengen damit die Gräber verſtorbener Angehöriger. Die übrigen mit den Begräbniſſfeierlichkeiten verbundenen Bräuche ſind im Abgang begriffen.

Das Dorf Rippel wirkt recht maleriſch. Wer durch die zum Teil ſehr engen Gaſſen wandert, trifft neben heimeligen Stadeln eine große Zahl ſtattlicher Wohngebäude („Hiſchär“), die faſt ausnahmslos aus Lärchenholz erſtellt ſind. An der honigbraunen Farbe erkennt man die neuen, an der ſchwarzbraunen die alten Häuser. Lauben und Blumenbänke, voller Geranien und Nelken („Meijn“) vor den Fenſtern („Pfäiſchter“) bringen einen farbenfrohen Einſchlag ins Geſamtbild. Viele Häuser ſind mit der Jahreszahl ihrer Erbauung und mit Sprüchen religiöſen Inhalts geziert. In die Stube gelangt man entweder von einem laubenartigen Gange her oder, wie z. B. beim Murmannhaus, durch die Küche. Ihre Einrichtung beſteht in der Hauptſache aus einer ſteinernen Herdplatte, auf welcher das Feuer entzündet wird. Über dieſem hängt an einer Kette die Pfanne, in welcher die Speiſen zubereitet werden. Der Rauch entweicht durch einen geräumigen Schoß.

Außerordentlich reich an Schnitzereien iſt die Giebelfeite des ſoeben genannten Murmannhauſes. Leider ſind ſie nicht mehr gut erkennlich, teils, weil der etwas kleine, von größeren Häuſern eingezwängte Bau ſchlecht beleuchtet iſt und anderſeits, weil das Holz-

werk des aus dem Jahre 1774 ſtammenden Hauſes faſt ſchwarz iſt. Gut leſerlich iſt auf dem Gurt zwiſchen dem erſten und zweiten Stoß, der unter einem Renaissanceornament ſich hinziehende Spruch: „An Gottes Segen iſt alles gelegen“. Sehr ſehenswert ſind in der oberen, von zwei alten, ledigen Schweſtern bewohnten Stube die geſchnitzte Türe und die



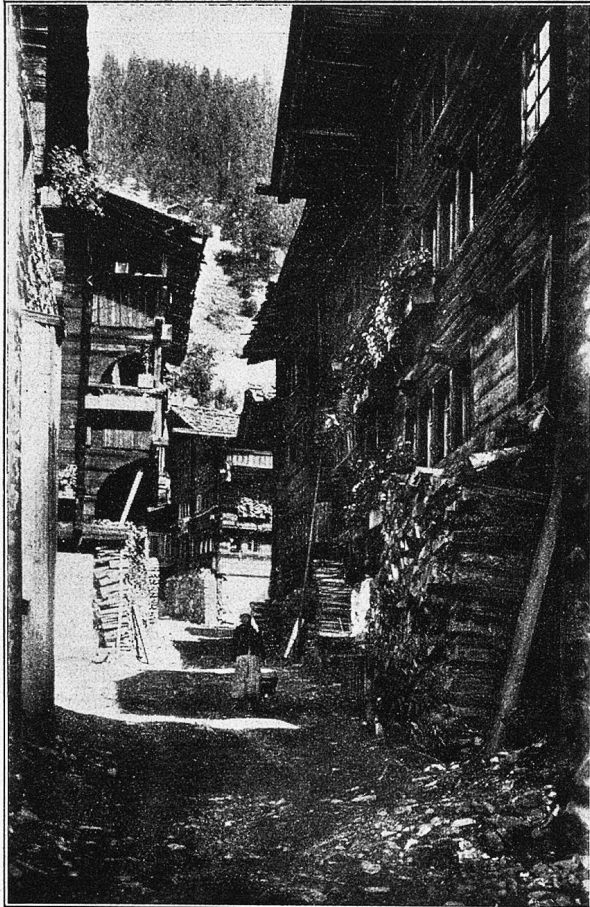
Gang der Lötſchentalerinnen zum Begräbniſſ.

„Phot. Wehrli A.-G.,
Riſchberg-Zürich“.

Decke mit Sprüchen und den Namen der Erbauer: des Alexius und des Moiſius Murmann. Aus einem lateiniſchen Deckenſpruch geht hervor, daß zur Baumeiſterfamilie der Murmann auch ein Geiſtlicher gehörte, der Pfarrer zu Eiſchol war. Von den Sprüchen ſei folgender genannt: „Wer ſeinem Nächſten die Ehr' abſchneid, der weicht von meiner Tafel weit“. Das ſogenannte Gutschibett — ein hohes, unten mit einem niedrigen, ausziehbaaren, für Kinder beſtimmten Gutschi verſehenes Bett —, das früher in jedem Lötſchentalerhaus zu finden war, kommt nur noch ſelten vor. Auch im Murmannhauſe iſt es durch ein gewöhnliches Bett erſetzt worden. Man erkennt daraus, daß ſelbſt im urkonſervativen Lötſchental die Anſchauungen und die Bräuche der Menſchen ſich wandeln. Und ſie werden ſich noch in manchen Dingen wandeln, wenn die Straße einmal weitergeführt iſt bis Blatten und zu den bereits beſtehenden Hotels noch eine Anzahl neuer hinzugekommen ſind.

Ein zweites Haus in Rippel nahe bei der Kirche beſitzt ebenfalls eine Stube mit geſchnitzter Türe und Decke und einem Neben-

ſtübchen, dem „Stibli“, mit Truhe und Bett. In der Stube befindet ſich dem Herkommen gemäß das Bett, ferner ein Tiſch mit Stuhl und Wandbank, da ſteht ein Ofen aus Gilt- oder Lamezſtein. Ein ſolcher kommt in jedem Lötſchentaler Haus vor. Er iſt ſehr geſchätzt, weil er die Wärme lange beibehält. Das Ma-



Gaffe in Rippel.

„Phot. Weheli N.-G., Rütſchberg-Zürich“.

terial zu ſeiner Erſtellung wird am Bietschhorn, alſo im Tale ſelbſt gebrochen. Dennoch kommt er die Leute ziemlich hoch zu ſtehen wegen des umſtändlichen Transportes. Die Wände der genannten Stube ſind geſchmückt mit einer alten Schwarzwälderuhr, einem buntenfarbigen Kreuzifix und mit Familienandenken aller Art. Auf einem Wandbrettchen liegen viele kleine Gebet-, bezw. Meßbüchlein („Bihärr“). Bei der Türe befindet ſich der in allen Häuſern des Lötſchentales vorhandene Weihbrunn, an welchem des Morgens kein Familienmitglied achtlos vorbeigeht.

An den ſonnbeſchienenen Außenwänden der Stadel werden unterm Vordache Kräuter und

Zweige gedörrt als Winterfutter für die Ziegen: Zweige von Eſche, „Im“ und Mehlbeerbaum (*Pirus sorbusaria*), Wiefenkerbel, Bärenklau u. a.

Rippel beſitzt entſprechend ſeiner Einwohnerzahl mehr Ackerland als die übrigen Gemeinden. Die Roggen- und Kartoffeläckerchen ziehen ſich am Berge hinauf, ſteigen aber auch hinab bis zum Bette der Lonza. Im Ort beſteht ſeit einigen Jahren eine Bäckerei, die Weißbrot herſtellt. Aus der Schreibart des Wortes „Bäckerei“ in der Aufſchrift ſcheint hervorzugehen, daß ſich das Unternehmen noch im Anfangſtadium befindet. — Die Bäckerei findet für ihre Produkte in allen Dörfern des Tals Abſatz, obſchon die Familien ihr Roggenbrot noch immer ſelbſt im Gemeindefaſenbacken. „Früher“, ſagte eine alte Lötſcherin, „hat man weißes Brot für ein Feſteſſen gehalten, heute kann man es jeden Tag auf dem Tiſche ſehen.“ Begünſtigt wird der Vertrieb des Weißbrotes durch den Umſtand, daß im Lötſchental heute nur noch der vierte Teil der nötigen Brotfrucht gezogen wird. In Zunahme begriffen iſt auch der Genuß des Kaffees; die Morgensuppe hat ihm ſchon meiſtenorts weichen müſſen.*) Nach der Eröffnung der Lötſchbergbahn hat das Tal eines Tages auch das Telephon und den Telegraphen erhalten; die Drähte ziehen ſich von Dorf zu Dorf bis nach Faſleralp hinauf. Noch vor 20 Jahren hatten ſich die Lötſcher gegen die Errichtung des Telegraphen gewehrt. Dagegen beſitzt das rundtauſend Seelen zählende Tal heute immer noch keinen Arzt, obſchon er in vielen Fällen nötiger wäre als der Telegraph. Blatten und Rippel haben auch elektriſches Licht, während ſich das Hotel Faſleralp vorläufig noch mit Petrol- lampe und Kerze behilft.

Von Rippel aus führt der 2695 m hohe Lötſchenpaß nach Randerſtegg hinüber. Man erreicht die Paßhöhen über die Bergmatten von Martinsbühl und Rummenalp. Der Verkehr über dieſen Paß muß einſt ſehr lebhaft geweſen ſein vom Lötſchental aus. Die Lötſcher verkaufte ins Frutigland hinüber Vieh und Wolle, und man wundert ſich heute faſt, wie es möglich war, das Vieh über den

*) Wer ſich einläßlicher um Landſchaft und Volks- tum von Lötſchen intereſſiert, leſe die beiden Monographien von Dr. Stebler und Dr. Hedwig Ammeler, die erſte kurz und fachlich, die zweite breit, mit dichterischem und künſtleriſchem Einſchlag.

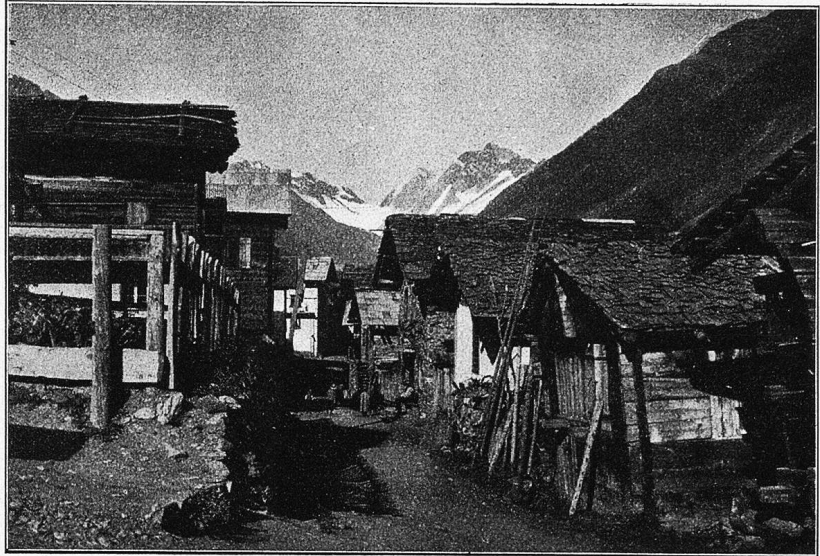
ſtark vergletscherten Paß zu treiben. Vom Lötſchenpaß aus braucht man zwei Stunden, um den Gipfel des großen Hockenhorns (3297 Meter) zu erſteigen. Er gewährt u. a. eine prächtige Ausſicht auf das Balmhorn, den Petersgrat, die Blümlisalp, die Bitschhornfette und das Lötſchentale. Während die Beſteigung des großen Hockenhorns für gute Bergſteiger keine Schwierigkeiten bietet, iſt diejenige des kleinen Hockenhorns nur geübten Kletterern zu empfehlen.

Von Rippel erreicht man auf holperigem Wege in einer ſtarken Viertelſtunde Wiler, das dritte Tal Dorf. Menthalben am Wege (bis nach Kühmatt hinauf) trifft man, unter andern Sträuchern den roten Holder (*Sambucus racemosus*) und die Berberitze (*Berberis vulgaris*), im Volksmunde des Lötſchentals „Schwiderbeere“ genannt. Die Holberbeeren werden etwa geſammelt und eingekocht; um die „Schwiderbeeren“ intereſſieren ſich in gewiſſen Jahrgängen die Weinhändler des Rhonetals.

Wiler iſt im Jahre 1900 vollſtändig abgebrannt. Dadurch verloren die Bewohner Hab und Gut. Weil man beim Wiederaufbau beſtrebt war, die Häuſer in möglichſt geraden Reihen zu beiden Seiten des Talweges zu plazieren und, wohl im Hinblick auf die Feuerſorge verhältnismäßig viel Steine dazu verwendete, ſteht Wiler heute in materieller Hinſicht nicht an erſter Stelle unter den Dörfern des Lötſchentals. Der hübscheſte Bau iſt das Gemeindehaus. Es enthält wie in den übrigen Dörfern des Tals neben der Gemeindegemeinde auch die Schultube, wo die Wiler Knaben („Buäbun“) und Mädchen („Meitlin“) während acht Jahren den Unterricht beſuchen. Sekundarſchulen gibt es keine im Lötſchentale. Dagegen beſteht eine ſogenannte Wiederholungſchule, zu deren Beſuch die Knaben nach ihrem Austritt aus der Alttagſchule noch während drei Jahren verpflichtet ſind. Ab und zu beſucht ein beſonders begabter Schüler das Kollegium in Brig, um Pfarrer zu werden. Ein Sohn des Lötſchentals iſt z. B. der ehrwürdige Domherr Werlen in Sitten, einſt

Pfarrer in Rippel, der als fein gebildeter Mann auch von Beſuchern des Lötſchentales hochgeſchätzt war.

In Wiler befindet ſich ſeit kurzem eine Sparkaſſe. Sie nimmt die Erſparniſſe der Talleute entgegen und liefert ſie, ſobald ſie einen beſtimmten Betrag erreicht haben, an die Kantonalbank in Solothurn ab zur Verwahrung und Verwaltung. Der begüterte Bauer, ein ſogenannter „Rihä“ ſoll nach der mutmaßlichen Schätzung der Bevölkerung etwa 3000



Gasse in Wiler.

„Phot. Weheli A.-G., Ritzberg-Zürich“.

Franken bares Geld auf der genannten Kaſſe haben. Das Hauptvermögen des Lötſchers beſteht eben im Beſitz von Wieſe, Acker, Wald und Weide, von Haus, Stadel, Speicher und Sennhütte, von Kühen, Schafen und Ziegen. Grund und Boden ſtehen im Lötſchentale außerordentlich hoch im Preiſe, höher als im ſchweizeriſchen Mittelland. So gilt z. B. eine „Burdi Land“, d. h. ein Stück Wieſe, das eine Traglaſt (Burdi) Heu abwirft, 100 bis 120 Franken. Da durchſchnittlich auf achtzig Quadratmetern eine „Burdi“ geerntet wird, kommt eine Fuchart auf 4500—5400 Franken. Das Ackerland (die „Achhara“) wird nach Klaftern (ein Klafter iſt 4 Quadratmeter) verkauft. Acker von der Größe eines Stubenbodens ſind nichts Seltenes. „Die Zerſtückelung des Grundbeſitzes“, ſchreibt Dr. Stebler, „iſt eine geradezu haarſträubende. Ich ſah Ackerchen, deren Jahresertrag man im Taſchentuch heimtragen konnte. In Blatten zeigte man mir ein Wieſenareal von vier Hektaren Fläche, die

in 180 verſchiedene Parzellen zerſplittert iſt. Es iſt das nicht etwa eine Ausnahme, ſondern Regel.“ Die Verhältniſſe haben ihre Urſache in der Erbteilung und in dem weitem Umſtande, daß trotz der großen Kinderzahl niemand in die Fremde, dem Verdienſte („Verdiäſchd“) nachgeht. Der Einzige im Tal, der



„Phot. Wehrli A.-G., Ritzberg-Zürich“.
Lötſchentaler Mutter und Tochter auf dem Gang zum Gottesdienſt.

etwas weiß vom Wandern in die weite Welt, iſt die Lonza („t Lonzun“). Die zum Teil aus dem Lötſchentäl ſtammenden Leibgardisten des Papſtes, dort „Römer“ genannt, dürfen nicht als Auswanderer betrachtet werden, weil ſie in Rom nicht in der Fremde, ſondern „in ihres Vaters Hauſe“ ſind. Augenblicklich ſtellt das Tal vier Gardisten. Es waren aber auch ſchon deren zwölf, wie wir aus einer Photographie in Blatten erſehen konnten.

Die Lötſchentaler waren gewiß in Rom immer beliebt, wegen ihrer Zuverläſſigkeit und Redlichkeit. Was der Lötſcher ſpricht, iſt wahr. Deſhalb ſetzt er auch keinen Zweifel in das, was er von andern, z. B. auch von Fremden,

zu hören bekommt. Aus ſeiner Sprache klingt ein Echo von der rauhen, feſtigen Natur der Heimat. Seine Art gemahnt an die Ruhe und die Kraft der Berge. In ſeinen Augen ſpiegelt ſich das große, ſtille Leuchten der Firne. Der Lötſcher iſt jeder Übertreibung abhold, treuherzig, inſichgekehrt und ſehr arbeitsam. Mit zähem Sinn hält er am Hergebrachten, an Sitten und Gebräuchen und vor allem am Glauben (am „Gloibn“) der Väter — an der römisch-katholiſchen Kirche feſt. Davon zeugen die kirchlichen Feſte, die Prozeſſionen, an denen großer Prunk entfaltet wird: das Fronleichnamſfeſt, der Segenſonntag (Segnen der Felder, meiſt am 4. Juni), die Kirchweih (am 24. Juli) und das Feſt des hl. Mauritius, des Landespatrons am 22. September.

Der Sonntag des Lötſchers verläuft ſtill. Die Talbewohner beſuchen den Gottesdienſt; kein Lötſcher verſäumt die Meſſe, das „Amt“. Dann nehmen ſie ihre ſchwere Bürde getroſten Mutes wieder auf den Rücken und tragen ſie durch den harten Werktag, bis abermals der Feiertag kommt. Die Sonntage ſind für die ſtreng ins Joch der Pflicht geſpannten Lötſcher die Sterne im Leben, die Tage, an denen ſie über Vergangenes und Zukünftiges nachdenken und Gott danken, daß er ihnen ſchon ſo manches Mal aus der Not geholfen. Es bereitet manchem unter ihnen auch eine ſtille Freude, am Sonntag an den Roggenäckchen hinzuschreiten. Wohl keiner fände die rechten Worte für die Poesie der ſonntagſtillen Felberchen; aber ſie ſpüren deren geheimes Walten. Eine ſtille Freude erfüllt ſie, wenn unter der Einwirkung von Gottes Sonne und Gottes Regen alles gut im Felde ſteht. Und wenn die Roggen- und die Kartoffelernte gütig ausfallen, ſo iſt ihr Herz voll ſtillen Dankens und Hoffens, und was will der Menſch mehr?

Die Lötſchentaler ſind gottesfürchtige Leute, denn ihr Leben iſt von Gefahren umwittert; wohnen ſie doch förmlich unter den Lawinen. Sie ſind, wie es in jenem ſchönen Kirchenliede heißt, mitten im Leben vom Tode umfangen. Das fruchtbare, produktive Land müſſen ſie von Hand bebauen. Da keine Pflüge im Gebrauche ſtehen, werden die Roggen-, Gerſten- und Kartoffeläckchen mit der Breithaue umgegraben. Mit viel Mühe ſind die Äckerchen den ſteilen, feſtigen Halben abgerungen. Da geht einem das Verſtändnis auf für den Sinn des Sprichwortes: „Wer den Acker pflegt, den

pflegt der Acker wieder“ — nur bei allerforsamster Pflege bringen die Pflanzplätzchen das hervor, was die Bergbewohner zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen. Wer dann seine siebenzig und mehr Jahre durchs Leben gewandert ist in Treue und Anspruchslosigkeit, der legt die Breithaue und die Tschiffere — in deren Gesellschaft der Löttscher so schweigsam wird — in die Hand des Sohnes und geht still, wie er gekommen, wieder von dannen.

Wer aus dem Lärm der Stadt ins weltabgeschiedene Löttschental kommt, hat das überwältigende Gefühl, als sei er aus rastlosem, unnatürlichem Leben in eine gute und reine Welt versetzt worden. Er trifft hier Menschen, die es bei treuester Pflichterfüllung nicht eilig haben, sondern sich noch Zeit gönnen. Und das allein wirkt schon beruhigend auf überreizte Nerven.

* * *



Blatten.

„Phot. Wehrli A.-G., Ritzberg-Zürich“.

Vares Geld ist hier selten. Die Löttschentaler sind auch weniger darauf angewiesen als die Bewohner anderer Gegenden, pflanzen sie doch fast alles, was sie zum Leben brauchen, selber. Das bare Geld, das der Löttschentaler beim Verkauf von Vieh einnimmt, verwendet er das Jahr hindurch größtenteils zum Einkauf von Kaffee, Zucker, in neuester Zeit von Weißbrot und — Tabak. Die meisten Löttscher rauchen („roiken“) fürs Leben gern. Geldsteuern für Kirche und Schule kennt das Löttschental nicht. (In neuester Zeit muß für die Gemeinde zur Tilgung der Straßenbauschuld eine gewisse Steuer erhoben werden). Für die Armen sorgen ihre Angehörigen und Verwandten. Arbeitsunfähige Kretins kommen im Löttschental nicht vor. Bücher werden keine gelesen. Der „Brigerbote“ und der „Walliser Anzeiger“ besitzen Leser in Löttschen; aber lange nicht in jedem Hause.

Von Wiler gelangt man über den geschleichenreichen Tennbach zu den goldbraunen Hütten von Tennmatten und zum malerischen Tennmattkapellchen links vom Wege. Sträußchen von Wiesen- und Feldblumen welken in seinem Gitter. Sie sind der Gottesmutter zu Gruß und Dank dargebracht worden von Talbewohnern, die morgens beim Vorbeigehen bei der Kapelle ein Morgengebet verrichtet haben. Kartoffeläckerchen und Felderchen mit grünem Sommerroggen und gelben Winterroggen bedecken den Hang nördlich der Kapelle. Auf den Matten und längs des Weges sieht man windzerzauste Kirschbäume. Die sehr kleinen Kirschen sind anfangs August noch grün. Sie reifen anfangs September und gleichen unseren „Holzkirschen“ oder wilden Kirschen, sind aber kleiner. Andere Obstbäume gedeihen im Löttschental nicht; auch fehlt das Gemüse fast gänzlich. Die Leute essen Käse („Chäs“), Luft-

getrocknetes Fleisch, Brot, Kartoffeln und Polenta und trinken Kaffee, Milch und gelegentlich auch ein Gläschen selbstbereiteten Wacholderbranntwein.

In den Wiesen trifft man Ende Juli, wenn das Heu („Heuw“) auf den Talwiesen eingebracht ist, alte Männer und Frauen, die mit dem Wässern der Wiesen beschäftigt sind. Das vom rechtsseitigen Berghang herniederströmende Wasser wird über den Talweg in die Wiesen hineingeleitet. Da im Hauptgraben keine Schwellen vorhanden sind, um das Wasser durch die Seitengräblein an die gewünschten Stellen zu leiten, benützt die mit Wässern beschäftigte Person zu diesem Zwecke ein Eisenblech, das sogenannte „Wasserbried“. Mit der seltsam haftenartig geformten „Sappe“ verschafft sie dem Wasser Durchlaß in den Seitengräblein.

Gegenüber Tennmatten liegen am linken Ufer der Lonza die Wiesen und Ställe der fagenummobenen Wüstenmatten. Der Nordabhang der Bietschhornkette von Ferden bis Fasleralp wird gebildet durch zahlreiche vorspringende, bemallete Rippen, zwischen denen in Runsen das Firn- und Gletschermasser viel Schutt zu Tale schafft. Über dem Waldgürtel liegen die steinigten, mageren Schafweiden, und den Abschluß bilden die blauen Gletscher, die

zerrissenen und zerfchundeten Felsen und die weißen Firnfelder. Auf der rechten Talseite zieht sich ob den Äckern der Bannwald hin. Er hemmt den Ausblick auf die Alpen und den darüber sich hinziehenden weißen Petersgrat. Man versteht es deshalb, wenn Reisenden, die lediglich eine Wanderung durch das Tal ausführen, das Lötchenthal etwas einförmig vorfindet. Zum vollen Genuß dieser schönen Landschaft gehört vor allem ein Gang über die Alpen und die Rundschau von einem Berge, z. B. vom Hothenhorn aus.

Von Tennmatten erreicht man in ziemlich scharfem Anstieg Ried mit dem Hotel Nesthorn. Hoch über diesem Orte sonnt sich auf einer Terrasse Weizenried. Wir lassen es für diesmal links liegen und wandern eine halbe Stunde weiter nach dem malerischen *Blatten*, dem originellsten Dorf des Lötchentals. Es ist auf einem gegen die Lonza abfallenden, mit Büffeln und Lobeln versehenen Fels (auf *Blatten*) erbaut worden und wirkt durch das seltsame Über-, Unter- und Nebeneinander seiner braunen Holzhäuser, die zum Teil im Schmutz rotleuchtender Geranien, Nelken und Fuchsen stehen, äußerst reizvoll. Auf dieses originelle Dorf grüßt das Bietschhorn herab.

(Schluß folgt.)

Am Himmelsthor.

Mir träum', ich komm' ans Himmelsthor
Und finde dich, die Süße!
Du sahest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Raß
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Haß
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit thränenassen Wangen?“

Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen.“

E. F. Meyer.

Mutter und heranwachsender Sohn.

Ein Beitrag zur Familienanschauung.

Von Dr. von Gneist.

Wie schnell vergeht jene Zeit, wo Bubi wie eine Klette an Mutters Rockzipfel hängt, und der kleine Mann mit all seinen Anliegen, freudiger und trauriger Natur, stets zu ihr geeilt kommt, die sein Ein und Alles ist. Ehe wir es uns versehen, hat der Junge die Kinderschuhe ausgezogen. Es regt sich in dem Fünfzehnjährigen

das männliche Selbstbewußtsein, er hält es mit feiner Würde für kaum vereinbar, sich bei der Mutter Rat zu holen, aus Furcht, als „Muttersöhnchen“ verschrien zu werden. Mit Bedauern gewahrt sie, daß zwischen sie und den heranwachsenden Sohn etwas Fremdartiges zu treten beginnt. Viele Mütter nehmen die ersten Anzeichen dieser